

erfahren läßt. Abhängigkeit, heißt das, kann in der Haltung der Bejahung des empfangenen und schon durch den Charakter des Empfangens begrenzten Lebens statt in der bloßen Verneinung zu bestehen zur *Begründung des Lebenswillens und Lebensmutes* werden – und damit dann nicht zuletzt auch des Willens zum Kind<sup>16</sup>.

Hier stellt sich noch einmal die Frage, um die es uns geht: wie eine Familie und ihre Umwelt beschaffen sein müssen, durch welche Maßnahmen sie möglicherweise zurechtgebracht werden sollten, damit das hohe Ideal der Vereinten Nationen annähernd erreicht werden kann: das Kind zu erziehen »in einem Geist des Verstehens, der Duldsamkeit, der Freundschaft zwischen den Völkern, des Friedens, weltumspannender Brüderlichkeit und in der Vorstellung, daß seine Kraft und Fähigkeiten dem Dienst an seinen Mitmenschen zu widmen sind«.

Prof. Dr. Hermann Ringeling

Steinaweg 3, CH-3007 Bern

## Kind, Familie und Gesellschaft heute – Grundzüge eines sozial-ökologischen Modelles<sup>1</sup>

VON KURT LÜSCHER

### 1. EINLEITUNG

Es ist die Aufgabe gestellt, die *Rolle des Kindes und der Familie in modernen industrialisierten Gesellschaften* in einer Weise zu beschreiben, die geeignet ist, der empirischen Vielfalt der Lebensformen Rechnung zu tragen, Bezüge zu einer Theorie der menschlichen Entwicklung herzustellen und das Verhältnis von Theorie und Praxis von Sozialisation zu erhellen. – Besser als mit vielen Worten wird mit dieser Themenstellung die Spannung ausgedrückt, in der die *moderne Soziologie* steht. Sie ist als empirische Wissenschaft der sorgfältigen Sammlung, Aufarbeitung und Analyse der Tatsachen verpflichtet und dabei ausgesprochen oder unausgesprochen in größerem oder geringerem Maße auch historisch ausgerichtet. Zugleich ergeben sich aus den vielfältigen Bezügen zu individuellem und kollektivem Handeln und zur Praxis Fragen darüber, was zu beobachten ist und welche sozialen Konsequenzen sich aus den Ergebnissen ergeben. Darum ist die soziologische Arbeit untrennbar mit ethischen Erwägungen verknüpft<sup>2</sup>.

16. Ebd. Genau so hat sich auch D. Claessens in einem Vortrag vor der Familienrechtskommission der Evangelischen Kirche in Deutschland am 11. November 1978 in Berlin geäußert.

1. Leicht überarbeitete Fassung eines Referates gehalten im Rahmen der Münchenwiler-Tagung des »Collegium Generale« der Universität Bern, »Familie im Wandel«, 16./17. Juni 1979.

2. Es ist hier nicht der Ort, ausführlich auf die Frage der sogenannten Wertfreiheit der Soziologie einzu-

Diese Spannung ist bereits in der Kennzeichnung des hier skizzierten Ansatzes als »Sozialökologie der menschlichen Entwicklung« enthalten<sup>3</sup>. Der ursprünglichen Bedeutung des Wortes »oikos« als Haushalt folgend, soll damit zunächst ausgedrückt werden, daß die Analyse des Haushaltes (bzw. mit Bezug auf die neueren Entwicklungen der Familie) im Mittelpunkt der Analyse steht. Ein weiterer Bezug besteht zur biologischen Bedeutung des Begriffes, wonach mit Ökologie die Lebensnische eines Organismus bzw. einer Gattung gemeint ist. Schließlich sind Anklänge an die aktuelle öffentliche Diskussion insofern nicht unerwünscht, als es darauf ankommt zu zeigen, in welcher Weise Veränderungen und unbedachte Eingriffe in die Umwelt für die Entwicklung des Lebens bedeutsam sein können. – Die sich aus dieser Blickrichtung ergebenden praktisch-politischen Einsichten werden in Vorschlägen für eine »Sozialpolitik für das Kind« zusammengefaßt, worunter – wie noch näher zu erläutern sein wird – die in einer Gesellschaft durch gesetzliche Regelungen direkt oder indirekt legitimierten Maßnahmen und Einrichtungen zur Gestaltung und Verbesserung der Lebensverhältnisse aller Kinder oder bestimmter Kategorien von Kindern verstanden werden<sup>4</sup>.

treten, auch nicht auf das Verhältnis von Soziologie und Sozialethik (wozu R. Schinzer: *Theologie und Handlungswissenschaften*. In: *Zeitschrift für Evangelische Ethik* 19/1975, S. 314–318 eine vortreffliche knappe Übersicht bietet). Doch zur Verdeutlichung der folgenden Ausführungen soll darauf hingewiesen werden, daß sie – soziologisch gesehen – auf Prämissen beruhen, die denjenigen eng verwandt sind, die K. Raiser: *Identität und Sozialität*, München, 1971, herausgearbeitet hat. – Eine Besonderheit des Ansatzes, auf die noch näher eingetreten wird, besteht darin, daß nach Möglichkeit die subjektive Sicht der Betroffenen (der »Subjekte« der Forschung!) erhoben und dargestellt wird, was besonders dann, wenn es sich bei ihnen um Gruppen handelt, die sich in der Öffentlichkeit und in der politischen Auseinandersetzung nicht leicht Gehör zu verschaffen vermögen (wie z. B. Kinder und Familien), von praktisch-politischer (und sozialethischer) Bedeutung sein kann. (Vgl. hierzu auch H. S. Becker: *Whose side are we on?* In: *Social Problems*, 14/1967, S. 239–247.)

3. Zum Begriff der Ökologie aus naturwissenschaftlicher Sicht vgl. z. B. W. Kühnelt: *Grundriß der Ökologie*, Jena 1970; für die hier besonders interessierende sozialwissenschaftliche Sicht: A. Hawley: *Human Ecology*. In: *International Encyclopedia of the Social Sciences*, New York 1968, Vol. 4 S. 328–337. Daraus kann man u. a. entnehmen, daß der Begriff in der amerikanischen Soziologie zu Beginn unseres Jahrhunderts, vorab im damaligen geistigen Zentrum, der sogenannten Chicago-Soziologie gebräuchlich war. Er wurde in erster Linie verwendet, um die Lebensbedingungen in Großstädten zu kennzeichnen, die von den dortigen Soziologen (z. B. Burgess, Wirth u. a.) durchaus auch in sozialreformerischer Absicht untersucht wurden. Später wurde der Begriff durch K. Lewin in die Sozialpsychologie eingeführt. Eine neue, umfassendere Umschreibung der sozialökologischen Perspektive (von der auch die folgende Darstellung ausgeht) hat U. Bronfenbrenner entwickelt. Dazu seine beiden Veröffentlichungen: *Ökologische Sozialisationsforschung* (hrsg. von K. Lüscher), Stuttgart 1976; *The experimental ecology of human development*, Boston, 1979.

4. Vgl. hierzu: K. Lüscher: *Sozialpolitik für das Kind – ein allgemeiner Bezugsrahmen*. In: K. Lüscher (Hrsg.): *Sozialpolitik für das Kind*. Stuttgart 1979. Die folgende Darstellung beruht in den theoretischen Teilen auf den dort ausführlicher dargestellten Erwägungen und stellt den Versuch dar, sie unter Bezug auf die Verhältnisse in der Schweiz zu veranschaulichen und Querverbindungen zu sozialethischen Fragestellungen sichtbar zu machen. – Die allgemeinen empirischen Daten stammen aus der amtlichen Statistik. Für die Schweiz sind relevant in erster Linie die sogenannte Haushaltstatistik (*Statistische Quellenwerke der Schweiz*, Heft 561) sowie der allgemeine Übersichtsband zur Volkszählung 1970 (*Statistische Quellenwerke der Schweiz*, Heft 579); eine (beschränkte) Zusammenfassung bietet der sogenannte erste Familienbericht: *Bundesamt für Sozialversicherung: Bericht über die Lage der Familie in der Schweiz*, Bern 1978. – Für die Bundesrepublik Deutschland ist aus Anlaß des »Internationalen Jahres des Kindes« eine Zusammenstellung von Daten über Kinder und Familien veröffentlicht worden: *Statistisches Bundes-*

Diesem Ansatz liegt eine *einfache anthropologische Prämisse* zugrunde. Sie lautet: Der Mensch entwickelt seine *Identität* (als Individuum und als Kollektivität) in tätiger Auseinandersetzung mit seiner Umwelt und – oft übersehen – mit sich selbst. Diese Umwelt ist mit zunehmender gesellschaftlicher Entwicklung eine von den Menschen gestaltete Umwelt, und es gibt Einrichtungen und Maßnahmen, die besonders dafür geschaffen werden, die Pflege und Erziehung des Nachwuchses zu fördern bzw. nachteilige Auswirkungen von dritter Seite abzuwenden. Sie beruhen auf Vorstellungen und Kenntnissen über die Pflege und Erziehung von Kindern und Erwachsenen und der Möglichkeit, diese Auffassungen bzw. Einsichten in der politischen Auseinandersetzung durchzusetzen und zu institutionalisieren<sup>5</sup>.

Gemäß diesen einleitenden Bemerkungen geht es im folgenden zunächst darum, die *Lebensverhältnisse von Kindern* unter besonderer Berücksichtigung der Stellung der Familie zu beschreiben und zu referieren, welche Erkenntnisse über die Wechselwirkungen zwischen der sozialen Umwelt mit dem Wohlergehen bzw. der Entwicklung der Kinder bestehen, wobei zwangsläufig eine Beschränkung auf das Notwendigste und auf wichtige Beispiele nötig ist. Im weiteren lassen sich daraus Generalisierungen über die Ökologie der menschlichen Entwicklung gewinnen. Diese Einsichten sind schließlich in bezug auf ihre theoretische und praktische Relevanz zu diskutieren.

## 2. ANALYSE DER AKTUELLEN VERHÄLTNISSE

### 2.1 Die Familie als primäre Umwelt des Kindes

In den industrialisierten modernen Gesellschaften wachsen die meisten Kinder in – vergleichsweise kleinen – Kernfamilien auf. Allerdings gibt es verschiedene Typen von Kernfamilien.

Dieser Sachverhalt läßt sich am Beispiel der Schweiz illustrieren. Gemäß den in *Tabelle 1* angegebenen Daten wohnten am Stichtag der letzten Volkszählung (1. 12. 1970) 94,9% der unter 16 Jahre alten Kinder bei ihren eigenen Eltern in einem Privathaushalt; 3,1% der Kinder wohnten als Verwandte oder als Dritte (vermutlich größtenteils als Pflegekinder) ebenfalls in Privathaushalten; die restlichen Kinder weilten in Heimen, Schulinternaten oder Spitälern bzw. Sanatorien.

Es ist bei der Interpretation dieser und der weiteren Daten über die Lebensverhältnisse der Kinder in der Schweiz zu beachten, daß sie auf einer Haushalt- und nicht einer Familienstatistik beruhen. Allerdings wird die Haushaltstatistik vergleichsweise differenziert aufgeschlüsselt<sup>6</sup>. So ist

*amt:* Die Situation der Kinder in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1979. Für Daten über andere Länder siehe die bibliographischen Angaben im erwähnten Sammelband über Sozialpolitik für das Kind.

5. Für eine ausführliche Erläuterung dieser Annahme in bezug auf die historische Entwicklung der Rolle des Kindes siehe: K. Lüscher: Perspektiven einer Soziologie der Sozialisation. In: Zeitschrift für Soziologie 4/1975, S. 359–379.

6. Vgl. hierzu auch die Ausführungen über die Familie in der Schweiz, in: H. Le Bras: L'enfant et la famille dans les pays de l'OCDE: analyse démographique, Paris, 1979. Das Besondere dieser – im Rahmen des OCDE/CERI-Projektes »Prime enfance« entstandenen – Darstellung liegt darin, daß anhand der konkreten Daten die wissenssoziologischen Implikationen der Statistik herausgearbeitet werden.

es möglich, mit ziemlicher Genauigkeit die Familienverhältnisse zu erkennen, in denen die Kinder aufwachsen (*Tabelle 2*). Nur 3,9% der 0- bis 15jährigen lebten in einem Haushalt ohne Ehepartner, rund vier Fünftel davon bei ihrer Mutter.

Nicht feststellen läßt sich, ob die Mutter oder der Vater geschieden, verwitwet oder ledig sind.

Tabelle 1: Kinder unter 7 Jahren bzw. unter 16 Jahren nach verwandtschaftlicher Stellung zum Haushaltvorstand, 1970

Stellung des Kindes	Alter		in %	
	0-6	0-15	0-6	0-15
Kinder insgesamt	701 287	1 554 944	100	100
davon in Privathaushalten	696 267	1 526 312	99,3	98,2
davon Kinder des Vorstandes	668 899	1 474 883	95,4	94,9
andere verwandte Kinder	16 976	28 506	2,4	1,8
übrige Kinder (z. B. Pflegekinder)	9 804	19 566	1,4	1,3

*Quelle:* Eigene Berechnungen nach Stat. Quellenwerken der Schweiz, Heft 479, Tabelle 4.07, und Heft 561, Tabelle 8.09.

Tabelle 2: Kinder (des Haushaltvorstandes) unter 7 Jahren bzw. unter 16 Jahren nach Geschlecht des Vorstandes, 1970 (Prozentzahlen)

Geschlecht des Vorstandes	Alter	
	0-6	0-15
Kinder insgesamt	100	100
Vorstand ist Ehepaar	97,8	96,1
Vorstand ist ohne Ehepartner	2,2	3,9
a) davon weiblich	1,8	3,2
b) davon männlich	0,4	0,7
Kinder insgesamt	668 899	1 474 883

*Quelle:* Eigene Berechnungen nach Stat. Quellenwerken der Schweiz, Heft 561, Tabelle 8.16.

*Tabelle 3* gibt zusätzlichen Aufschluß über die Verhältnisse im Haushalt. Daraus läßt sich beispielsweise schließen, daß 85,5% der 0- bis 15jährigen, die bei ihren beiden Eltern (darunter evtl. ein Stiefelternteil) wohnten, mit diesen eine Kernfamilie bilden, d. h. es waren keine weiteren Verwandten oder andere Personen (z. B. Hausangestellte, Untermieter) im Haushalt.

Fehlt ein Elternteil, so ist die relative Zahl der Kinder, die in Haushalten mit weiteren Personen aufwachsen, größer, am größten bei 0- bis 6jährigen Kindern von Vätern ohne Ehepartner. – Die Verhältnisse in anderen Ländern liegen ähnlich. Da ein genauer Vergleich wegen der teilweise unterschiedlichen statistischen Unterlagen längere Erläuterungen bedingt, kann an dieser Stelle nicht ausführlich darauf eingetreten werden<sup>7</sup>.

Zu beachten ist überdies, daß die Daten Verhältnisse betreffen, die annähernd 9 Jahre zurückliegen. Seither scheinen wichtige Veränderungen eingetreten zu sein, wie aufgrund der Entwicklung der Zahl der Scheidungen vermutet werden muß. *Tabelle 4* zeigt eine Zunahme der Scheidungen seit 1950, wobei der Anstieg seit 1967 besonders markant ist.

7. Vgl. dazu H. Le Bras (Anm. 6).

Tabelle 3: Kinder (des Haushaltvorstandes) unter 7 Jahren bzw. unter 16 Jahren nach Geschlecht des Vorstandes und Haushalttyp, 1970 (Prozentzahlen)

Haushaltstyp	Ehepaar		Vorstand ist			
			weiblich		männlich	
	0-6	0-15	0-6	0-15	0-6	0-15
Kinder insgesamt	100	100	100	100	100	100
ohne weitere Personen im Haushalt	86,4	85,5	75,8	78,1	38,2	52,0
mit Verwandten	5,9	6,3	8,6	7,3	22,1	17,0
mit fremden Personen	6,8	7,3	14,4	13,5	34,7	27,0
mit Verwandten und Fremden	0,9	0,9	1,2	1,1	5,0	2,9
Kinder insgesamt	654 486	1 417 604	11 720	46 833	2 693	10 446

Quelle: s. Tabelle 2

Tabelle 4: Geschiedene Ehen in der Schweiz seit 1950 und Zahl der minderjährigen Kinder (Prozentzahlen: 1950 = 100)

Jahr	Geschiedene Ehen		Geschiedene Ehen mit ... Kindern			Kinderzahl
	0	1	2	3 u. mehr		
1950	100	100	100	100	100	100
1955	104	101	107	104	115	109
1960	110	98	114	121	137	124
1965	117	103	125	132	144	132
1970	151	126	164	184	181	175
1975	210	178	215	286	226	239
1976	226	192	237	306	224	250
1977	247	212	260	333	238	271
			Anzahl			
1977	10 474	4 260	2 912	2 351	951	10 817

Quelle: Eigene Berechnungen nach dem Statistischen Jahrbuch der Schweiz, 1978, S. 45.

Besondere Beachtung verdient der Umstand, daß die Zunahme der Zahl der von einer Scheidung betroffenen Kinder noch stärker ist. Die nähere Analyse zeigt, daß dies besonders bei Scheidungen von Ehepaaren mit einem oder zwei Kindern der Fall ist<sup>8</sup>.

Wenngleich diese Daten über die Entwicklung der Scheidungen einer weiteren Analyse bedürfen, so steht dennoch fest, daß eine *zunehmende Zahl von Kindern* dauernd oder

8. Wie bei allen Sachverhalten, die auf Bevölkerungsbewegungen beruhen, ist für die Interpretation dieser Entwicklungen eine Analyse erforderlich, die dem Einfluß der demographischen (und juristischen) Faktoren im einzelnen nachgeht, z. B. den Verschiebungen im Altersaufbau, im Heiratsalter, im gesamten Bestand der Ehen usw. Vgl. hierzu für die Schweiz die Ausführungen im »Familienbericht« (Anm. 4), für Deutschland die regelmäßig in »Wirtschaft und Statistik« veröffentlichten Abhandlungen (z. B.: Ehescheidungen 1977 nach altem Recht, Wirtschaft und Statistik, 1/1979, S. 47-50) sowie auch die zusätzliche Aspekte erfassenden Statistischen Beilagen des Amtsblattes der Evangelischen Kirche in Deutschland (z. B. Nr. 56, S. 24 ff.).

während einiger Jahre (bis zu einer Wiederverheiratung) *mit nur einem Elternteil aufwachsen*. Genaue Daten über die Wiederverheiratung von Müttern und Vätern liegen für die Schweiz nicht vor. In andern Ländern wurde festgestellt, daß es Mütter schwerer haben als Väter, sich wieder zu verheiraten, und Eltern insgesamt haben es schwerer als Geschiedene ohne Kinder<sup>9</sup>.

Wie wirken sich diese Verhältnisse auf das Wohlergehen und die *Entwicklung der Kinder* aus? – Untersuchungen bei Kindern, die in *Heimen* aufwachsen, bestätigen indirekt die Vorzüge der familiären Betreuung. Diese sogenannte Hospitalismus-Forschung verdeutlicht die näheren Umstände, die während der ersten Lebensjahre besonders wichtig sind, nämlich die dauerhafte Zuwendung durch stets dieselbe Person, die häufige, aber maßvolle, möglichst alle Sinne ansprechende »Stimulierung« und die Kontinuität der Umwelt<sup>10</sup>.

Diese Einsichten, die – u. a. unter den Auspizien der Weltgesundheitsorganisation – weite Verbreitung gefunden haben, führten dazu, daß die Unterbringung von Kindern in Heimen in vermehrtem Maße nach Möglichkeit vermieden wird. Dies läßt sich beispielsweise aus Daten über die jüngere Entwicklung in Deutschland entnehmen<sup>11</sup>; genaue Angaben über die Zahl der Heimplätze in der Schweiz sind nicht zu beschaffen.

Im Hinblick auf die Auswirkungen von Organisationen ist übrigens ein Ergebnis der neuesten Forschung beachtenswert. Kinder verbringen größtenteils die ersten *Jahre* ihres Lebens in der Familie, doch für die ersten *Tage* des Lebens trifft dies nicht zu, weil die meisten Kinder im Spital geboren werden. *Klaus, Kennel* und Mitarbeiter<sup>12</sup> haben nun im Rahmen von Versuchen mit einer alternativen Gestaltung der Spitalpflege ermittelt, daß Kinder, die unmittelbar nach der Geburt während einiger Zeit bei ihrer Mutter sein können, meßbare Vorteile in der Entwicklung gegenüber Kindern mit konventioneller Pflege aufweisen; die Mütter zeigten in der Folge zu Hause ein aufmerksameres Verhalten gegenüber dem Kind. Die Untersuchungen wurden bei relativ kleinen Gruppen von Versuchspersonen durchgeführt und können nicht ohne weiteres verallgemeinert werden; aber sie beleuchten einen bis anhin wenig beobachteten Zusammenhang und zeigen gleichzeitig, wie wichtig Versuche mit neuen Gestaltungen der Umwelt sein können.

Was die Auswirkungen sogenannter unvollständiger Familien betrifft, beziehen sich die meisten Studien auf die *Abwesenheit des Vaters*<sup>13</sup>. Eine Reihe von Untersuchungen

9. Hierzu z. B. *A. Cherlin*: Remarriage as incomplete institution. In: American Journal of Sociology 84/1978, S. 634-650. Darin wird überdies treffend dargelegt, daß eine Ehe rechtlich-institutionell auch nach der Scheidung Wirkungen zeigt, also nie vollständig »aufgelöst« werden kann. Dieser Sachverhalt ist auch im Hinblick auf seine sozialetischen Implikationen bedenkenswert.

10. Zur Hospitalismus-Forschung sind wichtige Beiträge am Zürcher Institut für Psychohygiene im Kindesalter (jetzt: Marie Meierhofer-Institut für das Kind) geleistet worden: *M. Meierhofer und W. Keller*: Frustration im frühen Kindesalter, Stuttgart, 1970. Eine kritische Auseinandersetzung mit der Hospitalismus-Forschung bietet *U. Lehr*: Die Rolle der Mutter in der Sozialisation des Kindes, Darmstadt 1974. Vgl. demgegenüber *U. Bronfenbrenner*: 1979 (Anm. 3), S. 133 ff.

11. Siehe z. B. die Angaben in der Veröffentlichung des Statistischen Bundesamtes, 1979 (Anm. 4), Tab. 10.10 (S. 131).

12. Eine ausführliche Diskussion findet sich bei *U. Bronfenbrenner*: (Anm. 3) S. 61 ff.

13. Eine Übersicht über die Forschungsergebnisse bietet: *B. Schlesinger*: The one-parent family, perspectives and annotated bibliography, Toronto and Buffalo 1975. Die soziologischen Zusammenhänge werden bezüglich der Verhältnisse in Deutschland ausführlich dargestellt im Gutachten des Wissenschaftlichen Beirates für Familienfragen bei BMJFG über »Familien mit Kleinkindern – Analyse besonderer Belastungen und Empfehlungen für öffentliche Hilfen«, Bonn 1979.

haben nachgewiesen, daß auch die sehr kleinen Kinder den Vater brauchen; eine Abwesenheit während der ersten Lebensjahre kann schon Folgen haben, vor allem auf die psychosexuelle Entwicklung; die Anteilnahme des Vaters ist somit für die freie Entwicklung des Kindes ebenso wichtig wie diejenige der Mutter. Verhaltensstörungen, wie allgemeine Ängstlichkeit und übermäßige Abhängigkeit, wurden häufiger bei Kindern festgestellt, deren Väter abwesend waren, als bei anderen, vorab bei Knaben. In einzelnen Studien wurde überdies ein stärkerer Zusammenhang zwischen Delinquenz und Vernachlässigung durch den Vater als durch die Mutter ermittelt. – Die unerwünschten Auswirkungen sind weniger ausgeprägt, wenn die Familie den Vater durch Tod verloren hat, als wenn die Mutter von Anfang an alleinstehend war.

Das dürfte damit zusammenhängen, daß für Familien mit *alleinerziehenden Müttern* zumeist auch die Lebensbedingungen ungünstiger sind, so das verfügbare Einkommen, die Wohnung und die Sozialkontakte. Dies wiederum hat zur Folge, daß diese Mütter unter einem erheblichen Streß stehen<sup>14</sup>. Besonders anschaulich verdeutlicht die Zusammenhänge, die hier wichtig sind, eine Untersuchung über die Auswirkung der *Scheidung* von *Hetherington et al.*<sup>15</sup>, deren Ergebnisse weitgehend mit den vorläufig veröffentlichten Ergebnissen einer in Zürich durchgeführten Untersuchung übereinstimmen<sup>16</sup>.

In den Untersuchungen von *Hetherington et al.* zeigten Kinder, insbesondere Knaben, mehr Verhaltensstörungen als Kinder, die in vergleichbaren vollständigen Familien aufwachsen. Die Beziehung zwischen Mutter und Kind war gespannt. Doch auch Väter litten, vor allem in der ersten Zeit, erheblich unter der Trennung.

In den ausführlichen Beobachtungen bei 48 kürzlich geschiedenen Mittelschicht-Ehen und Vergleichen mit intakten Familien in gleichen sozialen Verhältnissen zeigten sich signifikante Unterschiede in den Verhaltensweisen der Eltern und der Kinder. Sie waren im ersten Jahr nach der Scheidung noch am größten und gehen in einem langsamen Prozeß allmählich zurück.

Anfänglich waren es die *Väter*, die am meisten von der Trennung betroffen wurden; Ängstlichkeits-, Unsicherheits- und Unzulänglichkeitsgefühle sowie die Suche nach einer neuen Identität und verstärkte Aktivitäten traten kurz nach der Scheidung auf. Im Laufe eines Jahres dagegen wurde diese Krise von den meisten im wesentlichen überwunden, besonders aufgrund einer neuen heterosexuellen Beziehung, die aufgebaut wurde. Bei den *Müttern* und *Kindern* dagegen war eine andere Tendenz zu beobachten, ein längeres Andauern der Probleme, eine weniger vollständige Lösung der Schwierigkeiten nach der Scheidung.

Häufig war es für die Mutter nötig, Arbeit bzw. eine besser bezahlte Arbeitsstelle zu suchen. Gleichzeitig mußte sie für Haushalt und Kinder sorgen sowie für sich selbst ein neues Leben aufbauen. Dadurch ergibt sich ein Teufelskreis: Die Kinder brauchen ohne den Vater mehr Zuwendung und Aufmerksamkeit. Da die Mutter jedoch zeitlich stärker als vorher ausgelastet ist, werden die

14. In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, daß in allen modernen, industrialisierten Ländern die Säuglingssterblichkeit bei Kindern unverheirateter Mütter höher ist als bei verheirateten. Bei der Untersuchung über die Lebensverhältnisse junger Familien, die wir in einem internationalen Projektverbund durchführen, ergab die von den amerikanischen Kollegen vorgenommene (noch unveröffentlichte) Auswertung einer Voruntersuchung, daß die Tatsache, allein zu sein, im subjektiven Verständnis der Mütter gegenüber der Einschätzung aller anderen Sachverhalte, wie Wohnverhältnisse, Arbeitsplatz usw. überwog.

15. *E. M. Hetherington, M. Cox and R. Cox: The aftermath of divorce.* in: J. H. Stevens and M. Mathews (eds): *Mother-child, father-child relations.* Washington, 1978.

16. Persönliche Mitteilung von *J. Duss-von Werdt.*

Anforderungen der Kinder größer, es entstehen Spannungen, die auf die Arbeitsfähigkeit der Mutter zurückwirken usw.

Auch auf die *Kinder* in ihrem Verhalten zu den Eltern wirkte sich die neue Situation einschneidend aus. Die Kinder waren häufig weniger in der Lage, den Vorstellungen der Mutter zu entsprechen. Doch selbst wenn dies der Fall war, verhielten sich die Mütter häufiger inadäquat zu ihren Kindern, besonders zu Knaben. Sie sprachen weniger mit ihnen, zeigten weniger Zärtlichkeit, waren bezüglich Anforderungen an Gehorsam oder Disziplin wesentlich inkonsequenter als verheiratete Mütter. Besonders häufig litt hierbei das Mutter-Sohn-Verhältnis. – Parallel dazu zeigten die Kinder, vorab die Söhne, einen verstärkten Widerstand gegenüber der Mutter. Besonders im ersten Jahr gehorchten die Kinder weniger, hörten weniger auf Anweisungen der Mutter, nörgelten und quengelten und achteten weniger auf sie.

Die Beschreibung der primären Lebenswelt der Kinder zeigt, daß die meisten Kinder in Familien aufwachsen, diese aber von unterschiedlicher Struktur sind, was sich wiederum auf das Wohlergehen und die Entwicklung der Kinder (und der Eltern) auswirkt. Überdies sind in der jüngsten Zeit offensichtliche Wandlungen im Gang. Einige dieser Veränderungen kann man in den statistischen Daten noch kaum erkennen; das trifft beispielsweise auf den Rückgang der Familiengröße infolge des Geburtenrückganges seit Mitte der 60er Jahre zu. Andere wichtige Sachverhalte (z. B. die Zunahme von Kindern mit Stiefeltern oder die Zahl der Kinder, die bei beiden, aber unverheirateten Eltern aufwachsen) lassen sich mit der amtlichen Statistik – zumindest in der Schweiz – nicht erfassen. Dennoch ließe sich der typologische Vergleich von familiären Lebensverhältnissen weiter vertiefen, beispielsweise in bezug auf die Zahl der Kinder, ihr Geschlecht, die Altersabstände und die Geschwisterreihenfolge.

Im Rahmen dieser Skizze der Sozialökologie des Kindes müssen wir uns solche Differenzierungen versagen und uns den Bereichen zuwenden, die mittels oder neben der Familie für das Wohlergehen und die Entwicklung der Kinder bedeutsam sind. Dieses Vorgehen wird auch dadurch gerechtfertigt, daß die Untersuchungen über die Auswirkungen innerfamiliärer Strukturmerkmale insgesamt keine eindeutigen Ergebnisse zeigen, sondern stets auf die Bedeutung der außerfamiliären Umwelt hinweisen. Lange Zeit wurde dieses Thema unter dem Gesichtspunkt betrachtet, daß die einzelne Familie einer sozialen Schicht oder Klasse zugeordnet und dadurch ihre gesellschaftliche Stellung umschrieben werden kann. Das Bemühen, die dabei aufgefundenen Zusammenhänge<sup>17</sup> zu erklären, überschneidet sich in hohem Maße mit der sozial-ökologischen Betrachtungsweise, in der nach den für die Kinder mittelbar und unmittelbar bedeutsamen gesellschaftlichen Lebensbereichen gefragt wird. Darauf ist jetzt kurz einzutreten.

17. Zusammenfassend: *B. Berelson and G. Steiner: Human behavior. An inventory of scientific findings,* New York 1964, S. 478–482. Ferner sehr differenzierend: *M. Kohn: Class and conformity,* 2. Aufl., Chicago 1977; ders.: *Persönlichkeit, Beruf und soziale Schichtung,* Stuttgart, in Vorb. – Der ökologische Ansatz kann als ein Versuch angesehen werden, denjenigen der sogenannten schichtspezifischen Sozialisationsforschung weiter zu führen und dabei die Gefahr der Reifizierung zu überwinden, die darin bezüglich des Familienbegriffes der Mittelschichten in verschiedener Hinsicht besteht, worauf *H. Ringeling* (vgl. vorne S. 248 ff.) nachdrücklich hinweist.

Querverbindungen zwischen der Familie und der Arbeitswelt bzw. der Wirtschaft sind mannigfaltig und historisch gesehen großen Wandlungen unterworfen. Einige zur Zeit besonders aktuelle Probleme bestätigen dies, so die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit oder der stete Zustrom ausländischer Arbeitskräfte.

In der Gegenwart ist die *Berufstätigkeit* für die meisten Menschen die wichtigste Quelle eines regelmäßigen Einkommens, aus dem sich der Konsum ergibt, wiewohl der Anteil ererbten Vermögens, vorab bei der Anschaffung langfristiger Konsumgüter und bezüglich der Wohnverhältnisse, nicht unterschätzt werden darf. Dabei bestehen beträchtliche Unterschiede, die sich wesentlich akzentuieren, wenn das Einkommen pro Kopf der Familie ermittelt wird. Zum einen zeigt sich deutlich, daß Familien mit Kindern gegenüber kinderlosen Paaren ein wesentlich geringeres verfügbares Einkommen haben (woran auch Steuerermäßigungen und Kinderzulagen nur wenig ändern), zum andern bestehen erhebliche Unterschiede zwischen den Familien, wie eine Untersuchung des Wissenschaftlichen Beirates für Familienfragen am Beispiel der Verhältnisse in Deutschland zeigt<sup>18</sup>.

Im Hinblick auf die Pflege und Erziehung der Kinder ist die *Erwerbstätigkeit der Mütter* von besonderem Interesse. Im Rahmen der Volkszählung 1970 wurden für die Schweiz dazu u. a. folgende Sachverhalte ermittelt<sup>19</sup>:

- Von allen Müttern in vollständigen Familien mit Kindern unter 18 Jahren waren rund 25 Prozent ganz oder teilweise berufstätig. Sind alleinstehende Mütter Haushaltungsvorstand, so ist etwas mehr als die Hälfte berufstätig.
- Ist eines der Kinder unter sieben Jahre alt, so beträgt der Prozentsatz der berufstätigen Mütter in vollständigen Familien 28 Prozent, bei zwei Kindern unter sieben Jahren 18 Prozent und bei drei und mehr Kindern unter sieben Jahren 16 Prozent.

Betrachtet man die Zahl der Familienhaushaltungen von Ehepaaren, in denen die Frau berufstätig ist, als Gesamtheit, so zeigt sich, daß fast die Hälfte dieser Frauen Mütter von Kindern unter 18 Jahren sind. Im Gegensatz dazu ist die erwerbstätige Mutter in Familien mit schulpflichtigen Kindern nicht mehr ganz mit einem Drittel und in solchen mit Kindern unter sieben Jahren nur noch knapp mit einem Viertel aller Ehefrauen der betreffenden Kategorie beteiligt.

Da in der Schweiz zwischen den Volkszählungen keinerlei amtliche Erhebungen über die Bevölkerungsstruktur durchgeführt werden, läßt sich die Entwicklung nicht ausreichend darstellen<sup>20</sup>. Die Daten aus der Bundesrepublik vermitteln indessen den Eindruck einer drastischen Veränderung, die weite Kreise und immer mehr Kinder miteinbezieht. Hinzu kommt, daß die Berufstätigkeit der Frau mutmaßlich auch ein Faktor ist, der das reproduktive Verhalten der Paare beeinflußt. Nicht übersehen kann man schließlich, daß die Berufstätigkeit der Frauen auch mit dem allgemeinen Gang der Wirtschaft zusammenhängt.

18. Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen beim BMJFG: Aufwendungen für die nachwachsende Generation in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1979.

19. Siehe: Bundesamt für Sozialversicherung: (Anm. 4) S. 65–69.

20. Das ist die Folge des fehlenden Mikrozensus; d. h. regelmäßiger Erhebungen bei Stichproben der Bevölkerung zwischen den Volkszählungsjahren.

Wie wirkt sich die Berufstätigkeit der Mutter auf die Familie aus? Gemäß einer weithin anerkannten These zeigt die Berufstätigkeit der Mutter als isolierte Variable keine eindeutigen Auswirkungen auf das Verhalten des Kindes. Um so dringender ist es, die Auswirkungen auf eine Reihe mittelbarer Faktoren zu ermitteln, nämlich den Tagesablauf und die familiären Beziehungen<sup>21</sup>.

Die Untersuchungen über den Tagesablauf der Frauen haben beispielsweise ergeben, daß erwerbstätige, verheiratete Frauen fast gleichviel Zeit für Hausarbeiten aufwenden wie nichterwerbstätige Frauen, weil sich offensichtlich ziemlich einheitliche Anforderungsstandards für die Hausarbeit durchgesetzt haben. Gemäß derselben Erhebung sparen die erwerbstätigen Frauen am meisten Zeit beim »täglichen Aufräumen der Wohnung«, beim Putzen. Ferner »sparen« sie an anderen häuslichen Tätigkeiten (wie z. B. Nähen und Handarbeiten, Gartenarbeiten). Dies sind indessen Dinge, die in nicht geringem Ausmaß gemeinsam mit den Kindern unternommen werden können und grundsätzlich eine aufgabenbezogene Interaktion mit dem Kind ermöglichen, die für dessen Entwicklung relevant sein kann. Überdies schätzen die erwerbstätigen Mütter den speziellen Zeitaufwand für die Kinder mit 14 Stunden in der Woche um ein Drittel geringer ein als die nichterwerbstätigen Mütter. Ein wesentlicher Unterschied besteht in der Gestaltung des Wochenendes, das gedrängt ist und relativ wenig Zeit für Muße aufweist. Interessant ist auch, daß berufstätige Frauen gerade an den Wochenenden ziemlich viel Zeit zum Kochen aufwenden, mehr noch als die nichtberufstätigen.

Ein weiterer wichtiger Aspekt besteht darin, daß die Berufstätigkeit der Mutter Koordinationsprobleme zwischen den Tätigkeiten der verschiedenen Familienangehörigen stellt. Genaue Untersuchungen liegen hierfür nicht vor.

In Rechnung zu stellen ist aber auch, inwiefern Mütter, insbesondere solche, die aus anderen als nur wirtschaftlichen Gründen berufstätig sind, ihren Umgang mit dem Kind befriedigender gestalten können, weil sie ihrerseits sich weniger vom gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen fühlen. Wesentlich ist in diesem Zusammenhang, ob die Betreuung der Kinder angemessen erfolgt, m.a.W. welche familienergänzenden Einrichtungen vorhanden sind.

Die Bedeutung der Arbeitswelt für die Kinder ist damit keineswegs erschöpfend behandelt. Doch im Hinblick auf das zu skizzierende sozialökologische Modell läßt sich am erwähnten Beispiel der Mütterarbeit das Prinzip der indirekten Beeinflussung (umschrieben auch als »Effekt zweiter Ordnung«) deutlich erkennen. Zugleich wird auf einen weiteren Bereich von Einrichtungen hingewiesen, die nebst der Familie einen Teil der alltäglichen Lebenswelt – oft schon kleiner Kinder – ausmachen, nämlich die Einrichtungen der Tagespflege.

## 2.3 Familienergänzende Einrichtungen

Die Betreuung der Kinder berufstätiger Mütter ist eine Aufgabe, die sich seit dem Beginn der Industrialisierung stellt. Sehr früh schon wurden Einrichtungen zur Tagespflege geschaffen. Da sie während langer Zeit und bis in die Gegenwart vor allem von Arbeiterkreisen in Anspruch genommen werden, haben sie den Charakter einer Fürsorge-Einrichtung. Ihre Einrichtung hing von der öffentlichen Hand bzw. Wohlfahrtsverbänden ab. Aus diesen

21. Hierzu H. Pross: Veränderungen im Zeitbudget von Hausfrauen und berufstätigen Frauen. In: R. von Schweitzer und H. Pross: Familienhaushalte im wirtschaftlichen und sozialen Wandel, Göttingen 1976. Ferner das in Anm. 13 erwähnte Gutachten des Wiss. Beirates.



und anderen Gründen waren auch private Arrangements wie Tagespflegeplätze eine wichtige Form, um die Bedürfnisse nach Betreuung zu befriedigen. Aus der Ausweitung der Schulpflicht und aus Einsichten in die Lernfähigkeit der Kinder während der ersten Lebensjahre entwickelte sich eine zweite Einrichtung, die zunächst und während längerer Zeit als eine solche des Bürgertums galt, der *Kindergarten*. Die Einrichtung von Kindergärten beruht bis heute weitgehend auf privater allenfalls kommunaler Initiative; sie unterliegen daher in größerem Maße der Kontrolle der Eltern selbst, zumindest indirekt<sup>22</sup>. Einrichtungen der Tagespflege (Krippen), private Pflegekinderarrangements und der Kindergärten bilden heutzutage Einrichtungen, in denen viele Kinder im Vorschulalter außerhalb ihrer eigenen Familie einen größeren oder kleinen Teil des Tages verbringen. Hierzulande wird der Kindergarten größtenteils ab dem fünften oder sechsten Altersjahr besucht. In anderen europäischen Ländern erfolgt der Eintritt in den Kindergarten oder eine vergleichbare Einrichtung früher<sup>23</sup>.

Genauere Zahlen über den Kindergartenbesuch in der Schweiz liegen nicht vor. Schätzungen schwanken zwischen 35–45 % bis 75 % der Kinder im letzten oder vorletzten vorschulpflichtigen Altersjahr<sup>24</sup>. Für die Bundesrepublik Deutschland wird von 1965–1976 eine drastische Zunahme der Kindergartenplätze festgestellt: bezogen auf die Zahl der Kinder von 3–6 Jahren hat sich das Angebot verdoppelt, so daß heute auf 1 000 Kinder 705 Plätze zur Verfügung stehen<sup>25</sup>.

In den Ländern, über die Angaben vorliegen, wird auf eine wesentliche Diskrepanz zwischen mutmaßlicher Nachfrage (bzw. mutmaßlichem Bedarf) nach *Tagespflegeplätzen* und Angebot berichtet. In der Bundesrepublik Deutschland gab es gemäß amtlicher Zählung im Jahre 1976 24 288 Krippenplätze; zur gleichen Zeit betrug die Zahl der berufstätigen Mütter mit Kindern unter 3 Jahren rund eine halbe Million<sup>26</sup>.

Die privaten Arrangements sind somit bedeutungsvoll. Sie werden mit Verwandten getroffen, mit Bekannten oder Müttern, die regelmäßig fremde Kinder gegen Entgelt betreuen. Es ist strittig, inwiefern solche Arrangements als Nachbarschaftshilfe gelten können oder ob es sich um eine Tätigkeit handelt, die im Interesse der Kinder eine staatliche Aufsicht erfordert. Jedenfalls sind beispielsweise in Deutschland staatliche Initiativen für Modellprogramme (z. B. mit »Tagesmüttern«) zu verzeichnen<sup>27</sup>.

Was weiß man über die Auswirkungen der verschiedenen Formen von Tagespflege?

– Kinder, die früh von ihren Eltern getrennt werden und in *Heimen* aufwachsen, zeigen erhebliche Rückstände in ihrer psychischen und sozialen Entwicklung. Besonders nachteilig ist eine Trennung im Alter von ungefähr sechs Monaten. Die Benachteiligung kann durch eine Ausstattung der Heime mit viel hochqualifiziertem Personal gemildert wer-

den, wobei sich einzelne Mitarbeiterinnen stets um dasselbe Kind kümmern sollten. In der Realität scheidet eine solche Ausstattung an den exorbitanten Kosten.

– Im Unterschied zu den eindeutigen Benachteiligungen bei der Heimerziehung gibt es über die Auswirkungen der *Tagespflege* unterschiedliche Auffassungen. Fest steht, daß die Befunde der Heimuntersuchungen nicht auf die Tagespflege übertragen werden dürfen. Aufgrund einer Übersicht über die vorliegenden Forschungen meint *Tizard*<sup>28</sup>, daß nachteilige Folgen qualitativ hochstehender Tagespflege noch nicht nachgewiesen worden sind. *Bronfenbrenner*<sup>29</sup> weist unter Verwendung von Ergebnissen aus Untersuchungen in Schweden darauf hin, daß die mutmaßlichen Folgen der Tagespflege möglicherweise im Bereich der sozialen Entwicklung liegen, nämlich in einer verstärkten Sensibilität auf die Einflüsse der »peers«, d. h. der Gleichaltrigen, insbesondere bei Knaben; überdies betont er, daß die möglichen Auswirkungen auf die Mutter bzw. die Eltern ebenfalls zu berücksichtigen wären. Insgesamt liegt hier ein dringender Bedarf nach vermehrter Forschung und wissenschaftlicher Begleitung sorgfältig durchgeführter Modellversuche mit unterschiedlichen Maßnahmen vor.

– Programme sogenannter kompensatorischer Erziehung, d. h. *Förderungsprogramme* für Kinder aus Familien mit besonderen Belastungen, sind vor allem dann erfolgreich, wenn die *Eltern* miteinbezogen werden<sup>30</sup>.

– Der Besuch des Kindergartens vermag nicht nur die Kinder unmittelbar kognitiv und sozial zu fördern. Wird nämlich mittels entsprechender Veranstaltungen eine kontinuierliche Mitarbeit der Eltern erzielt, hat dies zur Folge, daß die Eltern ihrerseits ihren Umgang mit dem Kind und die alltäglichen Lebensverhältnisse günstiger gestalten – ein Befund, der in einem kürzlich fertiggestellten Projekt über die Wirkungen familienpolitischer Maßnahmen an der Universität Bielefeld ermittelt wurde<sup>31</sup>.

Je älter die Kinder sind, desto größer ist der Anteil des Tages, den sie in Lebensbereichen außerhalb der Familie verbringen, vorab in der Schule. – Einen wesentlichen Teil ihrer Zeit verbringen Kinder überdies beim Konsum der Massenmedien. Auf die besondere Ökologie, die dadurch geschaffen wird, sowie auf die Auswirkungen der Medien auf Kinder und Familien kann hier indessen nicht näher eingetreten werden<sup>32</sup>.

#### 2.4 Familie und Gesellschaft

Das Verhältnis der Familie zur Wirtschaft und zu den familienergänzenden Einrichtungen ist eingeordnet in einen gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang. Unter diesem Stichwort

22. Diese Unterscheidung zwischen »Tagespflege« und »Kindergarten« hat im Laufe der Zeit ihren Niederschlag in der verwaltungsmäßigen Zuordnung dieser Bereiche gefunden, die sich bis in die Gegenwart auswirkt, wie ausführlich in *K. Lüscher* (Anm. 4) diskutiert wird.

23. Dazu *H. Raub*: Vorschulerziehung, erscheint in: H. H. Groothof, Handbuch der Pädagogik, in Vorb.

24. *K. Lüscher*, *V. Ritter* und *P. Gross*: Vorschulbildung–Vorschulpolitik, Zürich 1972, S. 66, sowie *H. Nuffer*: Kindergarten im Wandel, Frauenfeld 1978.

25. *Statistisches Bundesamt*: (Anm. 4) S. 132.

26. *Statistisches Bundesamt*: (Anm. 4) S. 40.

27. Siehe: *Arbeitsgruppe Tagesmütter*: Das Modellprojekt Tagesmütter, München 1977. Kritisch dazu z. B.: *B. Hassenstein* und *R. Hassenstein*: Was Kindern zusteht, München 1978.

28. *J. Tizard*: Tagespflege. In: *K. Lüscher*: (Anm. 4) S. 69–95.

29. *U. Bronfenbrenner*: (Anm. 3) S. 292 ff.

30. Dazu ausführlich: *U. Bronfenbrenner*: Wie wirksam ist kompensatorische Erziehung, Stuttgart 1974.

31. *F.-X. Kaufmann et al.*: Sozialpolitik und familiäre Sozialisation. Schlußbericht des Forschungsprojektes. Wirkungen öffentlicher Sozialleistungen auf den Sozialisationsprozeß, Bielefeld 1978.

32. Ansätze zu einer Analyse der Medienwirkungen in sozialökologischer Sicht finden sich z. B. bei *K. Lüscher*: Wie wirkt Fernsehen – Zwischenbilanz der Medienforschung. In: *F. Kübler* und *R. Ricker* (Hrsg.): Festschrift Martin Löffler, München, in Vorb. (für die allgemeinen Zusammenhänge) sowie

sind vor allem die mannigfachen politischen und kulturellen Traditionen bedeutsam. Besonders relevant ist ihr konkreter Ausdruck in denjenigen Institutionen und Einrichtungen, in denen ein spezifisches Verständnis des Kindes sowie seiner Pflege- und Erziehungsbedürfnisse sich ausdrückt und durchzusetzen vermag. Dazu gehören das Recht, die darauf beruhenden, spezifisch auf das Kind bezogenen Maßnahmen der Sozialpolitik sowie die Wissenschaft.

Was die *rechtlichen Regelungen* betrifft, läßt sich generell feststellen, daß in zunehmendem Maße die Stellung des Kindes bzw. der Familie in den einzelstaatlichen Verfassungen umschrieben wird<sup>33</sup>.

*Boli-Bennett*<sup>34</sup> und *Meyer* erbringen für die Zeit von 1870–1979 den Nachweis eines ausgeprägten Anstieges der Regeln und Hinweise bezüglich des Kindes bzw. der Kindheit in der Verfassung von 43 Staaten, die bereits 1870 unabhängig gewesen sind; auch in den seither gebildeten Staaten sind entsprechende Referenzen häufig. Dabei besteht ein schwacher, abnehmender Zusammenhang zwischen der Häufigkeit der Hinweise und Regelungen und dem Stand der technischen Entwicklung sowie ein starker, zunehmender Zusammenhang mit der allgemeinen Umschreibung der staatlichen Autorität.

Die darin zum Ausdruck gebrachte Entwicklung ist von französischen Autoren als zunehmende staatliche Disziplinierung der Familie kritisiert; dementsprechend mißtrauisch sind sie gegenüber den sozialpolitischen Maßnahmen<sup>35</sup>.

Diese Maßnahmen systematisch zu erfassen erweist sich als überaus schwierig, denn sie sind das Ergebnis vielfältiger Entwicklungen<sup>36</sup>.

In einer ersten Annäherung kann man beispielsweise folgende Unterscheidungen treffen:

- Einkommensleistungen, darunter:
  - nicht zweckgebundene: z. B. Kindergeld, Steuererleichterungen
  - zweckgebundene: z. B. Ausbildungsförderung, Fahrpreismäßigung bei der Bahn, sozialer Wohnungsbau
- Dienstleistungen, darunter:
  - generelle: z. B. Kindergarten
  - spezifische: z. B. Heime für behinderte Kinder
- Bildungsangebote: z. B. Elternbildung

*ders.*: Wirkungen des Fernsehens: Überlegungen im Hinblick auf eine Sozialpolitik für das Kind. In: Kirche und Rundfunk 1978, Nr. 99/100, S. 10–19.

33. Die Situation in der Schweiz analysiert *P. Saladin*: Rechtsbeziehungen zwischen Eltern und Kindern als Gegenstand des Verfassungsrechts. In: Wandel im Familienrecht – Festschrift für Hans Hinderling, Basel 1976, S. 175–213. – Ferner: *Bundesamt für Sozialversicherung*: (Anm. 4) S. 118 f. – Mir erscheint es erwägenswert, ob zur Klärung der Situation nicht die Initiative für einen eindeutigen Familienartikel in der Bundesverfassung ergriffen werden soll: *K. Lüscher*, Plädoyer für eine aktivere Politik zugunsten von Familie und Kind, NZZ, 6./7. 1. 1979.

34. *J. Boli-Bennet* und *J. W. Meyer*: The ideology of childhood and the state. Rules distinguishing children in national institutions, 1879–1970. *American Sociological Review*, 1978, 43, 797–812.

35. *P. H. Meyer*: L'enfant et la raison d'état, Paris, 1977. *J. Joseph et Ph. Fritsch*: Disciplines à domicile. Paris: Recherches, 1977 (Numéro 28).

36. Siehe z. B. *M. Wingen*: Familienpolitik – Ziele, Wege und Wirkungen, Paderborn (2. Aufl.) 1965;

Diese Maßnahmen bilden in ihrer Gesamtheit den Bereich der familienunterstützenden und -ergänzenden Einrichtungen und sind als solche ein wesentlicher Teil der gesellschaftlichen Umwelt der Familie in der modernen Gesellschaft. Wenn wir eine detailliertere Analyse vornehmen könnten, wäre ausführlich auch auf die Frage einzutreten, welche Maßnahmen manifest und welche latent familienunterstützend wirken, welche Maßnahmen sich allenfalls nachteilig auf die Familie auswirken und womit solchen Nachteilen begegnet werden kann. Ein diesbezüglich besonders wichtiges Thema ist der Bereich des Wohnens<sup>37</sup>.

Versucht man abzuklären, in welcher Weise sich diese Maßnahmen und Einrichtungen auf die Familien auswirken, stößt man auf ein grundsätzliches Problem<sup>38</sup>. Es ergibt sich aus der besonderen Stellung der Familie bzw. der Eltern, die – in größerem oder geringerem Maße – die soziale Umwelt für sich und ihre Kinder autonom interpretieren, jedenfalls so, daß ihre subjektiven Vorstellungen (ihr Alltagswissen) als ein wesentlicher Faktor dafür anzusehen ist, wie sich unter gegebenen Ökologien Kinder entwickeln.

### 2.5 Die subjektiven Vorstellungen der Eltern

Verschiedene Befunde lassen erkennen, daß Eltern eine spezifische Mittlerfunktion zwischen Kind und Gesellschaft einnehmen. Mit *Kaufmann et al.*<sup>39</sup> kann man die Familie als »Vermittlerin von Umwelt« bezeichnen. Eine erste Möglichkeit, diesen Sachverhalt näher zu untersuchen, besteht darin abzuklären, inwiefern die Eltern bewußt ihre Kinder mit ausgewählten Bereichen der Umwelt vertraut machen und inwieweit sie in der Familie selbst eine Umwelt zu gestalten versuchen, die nach ihrer Ansicht für Kinder optimal ist bzw. inwiefern sie unerwünschte Aspekte von den Kindern fernhalten können. Eine zweite Möglichkeit stellen Abklärungen dar, in welcher Weise die Eltern allgemeine Vorstellungen über die Pflege und Erziehung von Kindern, über Normen und Werte mit ihren Kenntnissen der Eigenart jedes einzelnen Kindes verknüpfen. Auf diese Weise läßt sich beispielsweise eine pragmatische Theorie elterlicher Autorität begründen<sup>40</sup>. In beiden Fällen wird davon ausgegangen, daß die alltäglichen Vorstellungen der Eltern bezüglich der Pflege und Erziehung der Kinder (ihr sogenanntes »Sozialisationswissen«<sup>41</sup>) von Bedeutung dafür sind, wie die Praxis des familiären Alltages abläuft, mithin, daß diesen subjek-

*H. Schubnell* und *H. J. Borries*: Hilfen für die Familie, München 1976. In internationaler Übersicht: *S. B. Kamerman* und *A. J. Kahn* (eds.): Family policy, New York 1978.

37. Für die Verhältnisse in der Schweiz siehe: *Bundesamt für Sozialversicherung* (Anm. 4), S. 70 ff. Für die Bundesrepublik: *Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen beim BMJFG*: Familie und Wohnen, Bonn 1975.

38. Die Frage der Wirkungen sozialpolitischer Maßnahmen ist Gegenstand umfassender theoretischer und empirischer Darlegungen in: *F.-X. Kaufmann et al.* (Anm. 31).

39. A.a.O., S. 119–154.

40. *K. Lüscher*: Thesen zu einem zeitgemäßen Verständnis elterlicher Autorität. In: H. Sund u. M. Timmermann (Hrsg.): Auf den Weg gebracht – Idee und Wirklichkeit der Gründung der Universität Konstanz, Konstanz, 1979.

41. *K. Lüscher* und *R. Fisch*: Das Sozialisationswissen junger Eltern, Konstanz 1977 (vervielfältigt).

tiven alltäglichen Vorstellungen Rechnung zu tragen ist. Dabei ist es eine empirische Frage, in welchem Ausmaß die Eltern die familiären Lebensverhältnisse bewußt gestalten. Offen ist auch, inwieweit ihre Vorstellungen durch die Lebenslage der Familie beeinflusst werden. So ist beispielsweise denkbar, daß ein Teil der Varianten, die in Untersuchungen über schichtspezifisches Erziehungsverhalten festgestellt worden sind, aber durch die Schichtzugehörigkeit allein nicht »erklärt« werden, auf solche Unterschiede in den alltäglichen Erziehungsvorstellungen zurückzuführen sind.

Folgt man diesen Überlegungen, dann zeigt sich hier ein Ansatz, um den Anteil und die besonderen individuellen Vorstellungen und Interpretationen der Lebenswelt systematisch nachzuweisen<sup>42</sup>.

Eine dritte Möglichkeit besteht darin, die Aussagen der Eltern als Ausdruck eines *Menschenbildes* zu deuten, als Umschreibung ihrer allgemeinen Erziehungsziele sowie des Bildes der »Welt«, wie es sich von ihrem Standpunkt aus ergibt. Auf diese Weise ergeben sich u. a. explizite Querverbindungen zu einer theologischen Sichtweise<sup>43</sup>.

Alltagstheorien über den Umgang mit Kindern und über die Bedürfnisse der Kinder haben nicht nur Eltern, sondern auch Sozialarbeiter, Ärzte und Politiker. Man kann mit guten Gründen vermuten, daß diese Vorstellungen, in denen jeweils bei den einzelnen Menschen bzw. in Gruppen verschiedene Wissens Elemente zusammentreffen (persönliche Erfahrungen, Glaubenssätze, wissenschaftliche Kenntnisse, politische Überzeugungen usw.), wesentlich dazu beitragen, daß die Prozesse der Sozialisation auf vielfältige Weise ablaufen. Sie stellen gewissermaßen die »subjektive« Perspektive der Ökologie der menschlichen Entwicklung dar<sup>44</sup>.

### 3. DIE SOZIALE ÖKOLOGIE DER MENSCHLICHEN ENTWICKLUNG – ZUSAMMENFASSENDEN THESEN<sup>45</sup>

Die Darstellung der Lebensverhältnisse von Kindern und Familien, oder in andern Worten, die Darstellung der Verhältnisse, in denen die Pflege und Erziehung des menschlichen Nachwuchses in modernen, industrialisierten Gesellschaften abläuft, die in den vorausge-

42. Es gibt allerdings erst wenige Untersuchungen, die versuchen, die Relevanz dieser »Alltagstheorien« für den familiären Alltag abzuklären (obwohl es umgekehrt seit langem systematische Bestrebungen gibt, sie zu beeinflussen, nämlich im Rahmen der Elternbildung). Im Rahmen des bereits erwähnten Konstanzer Forschungsvorhabens ist dieses Thema von besonderem Interesse. Die ersten Ergebnisse zeigen, daß es systematische Unterschiede in gewissen Formen der Erziehungsvorstellungen der Eltern gibt (erhoben zunächst in Form der Beurteilungen der familiären Umwelt), die zum Teil mit der sozialen Herkunft korrelieren, zum Teil indessen mit anderen Merkmalen der Lebenslage der Familie, wie beispielsweise der Wohnlage oder der Stadt, in der die Familie wohnt. Überdies bekräftigen die Antworten der Eltern in offenen Interviews die Annahme, wonach Eltern sich im Umgang mit ihren Kindern auf Wissensvorstellungen beziehen, die den Charakter von Alltagstheorien haben.

43. Vgl. hierzu den Beitrag von Ringeling S. 243 ff.

44. Diese subjektive Perspektive ist konstitutiv für den hier dargestellten Ansatz und seine praktisch-politischen Implikationen, auf die in Anm. 2 hingewiesen wurde. Ausgangspunkt ist das bekannte Diktum von W. I. Thomas: »If men define situations as real, they are real in their consequences.«

45. Diese und die folgende Zusammenfassung (über den Begriff der Sozialisation) stützt sich im wesentlichen auf Lüscher (Anm. 4).

gangenen Abschnitten skizziert und anhand einiger konkreter Beispiele veranschaulicht wurde, können wir zum Zweck einer systematischen Übersicht folgendermaßen verallgemeinern:

1. Kinder wachsen überwiegend in kleinen Kernfamilien auf. Die Verantwortung für die Pflege und Erziehung der Kinder in den ersten Lebensjahren liegt in hohem Maße bei den Eltern, denen eine gewisse Autonomie bei der Gestaltung des alltäglichen Lebensraumes der Kinder zugebilligt wird. Die hervorragende Stellung der Kernfamilie hat sich im wesentlichen seit dem 18. Jahrhundert herausgebildet.

2. Parallel zur Entwicklung dieses relativ autonomen Lebensraumes ist ein Netzwerk mehr oder weniger formalisierter sozialer Beziehungen und öffentlicher Einrichtungen entstanden, die die Kernfamilie in der Pflege und Erziehung der Kinder unterstützen und teilweise ergänzen. Dazu gehören beispielsweise die regelmäßige Betreuung der Kinder durch Verwandte und Bekannte oder in Krippen, die Erziehung in Kindergärten und Schulen, die Information und Beratung der Eltern durch allgemeine Elternbildung und spezielle Dienste sowie die medizinische Betreuung und die zugehörigen Versicherungseinrichtungen.

3. Wachsende Bedeutung kommt im Zuge dieser Entwicklung überdies dem Verhältnis der Kernfamilie zu anderen Organisationen und Einrichtungen zu, deren Aktivitäten nicht primär auf das Kind ausgerichtet sind. Die Eltern werden durch sie mittelbar in der Wahrnehmung ihrer Verpflichtungen und ihrer Verantwortung gegenüber den Kindern bekräftigt oder behindert. Dazu gehören beispielsweise die Wohnverhältnisse, die Arbeitswelt und die Freizeiteinrichtungen.

4. Pflege und Erziehung des Kindes sind abhängig von den Auffassungen, Ideen, Vorstellungen, die über das Kind in den übergreifenden Bereichen der Gesellschaft, in Wirtschaft, Politik, Kultur und Religion sowie bei Eltern und Erziehern bestehen. Sie drücken sich aus in der zunehmend verfeinerten Umschreibung der Rechtsstellung des Kindes, in der Entwicklung von Wissenschaften, die sich auf das Kind beziehen, sowie in sozialpolitischen Maßnahmen und der Anwendung der verschiedenen Arten des »Wissens« im Alltag.

In diesen Sachverhalten kann man gewissermaßen vier ineinander verschachtelte Bereiche erkennen: als ersten den familiären Alltag, als zweiten die Nachbarschaft und Gemeinde, als dritten die Einrichtungen, die mittelbar für Kinder wichtig sind, z. B. die Arbeitswelt, und als vierten die übergreifenden politischen und kulturellen gesamtgesellschaftlichen Institutionen.

Die genannten Bereiche umschreiben im Sinne einer empirischen Verallgemeinerung das Modell einer Ökologie der menschlichen Entwicklung. Es wird zweckmäßigerweise ergänzt durch eine Generalisierung der Befunde über das Wohlergehen und die Entwicklung der Kinder. Unter Berücksichtigung der Befunde der empirischen Forschung über die Auswirkungen unterschiedlicher Lebensverhältnisse auf Kinder und Eltern lassen sich folgende Zusammenhänge umschreiben:

a) Das Wohlergehen der Kinder und ihre Entwicklung beruht – insbesondere während der ersten Lebensjahre – auf der Qualität ihrer Beziehungen zu ihren Eltern, die wiederum



beeinflusst werden von den Beziehungen der Eltern untereinander und davon, in welcher Weise die Eltern durch die Verhältnisse und in ihrer Rolle als Eltern Erleichterungen und Erschwernisse erfahren.

b) Mit zunehmendem Alter verbringen Kinder vermehrt einen Teil ihres Alltags in außerfamiliären Einrichtungen der Pflege und Erziehung. Die Auswirkungen dieser Einrichtungen auf das Wohlergehen und auf die Entwicklung der Kinder sind um so günstiger, je besser die Zusammenarbeit zwischen dem Elternhaus und diesen Einrichtungen ist, d. h. unter anderem, je mehr die Eltern in die Verantwortung für diese außerhäusliche Pflege und Erziehung miteinbezogen werden. Allgemeiner formuliert: Die Effekte der mit zunehmendem Alter des Kindes notwendigen Differenzierung der alltäglichen Lebenswelt lassen sich durch institutionalisierte Beziehungen und persönliche Kontakte zwischen den verschiedenen Bereichen und den darin tätigen Menschen günstig beeinflussen.

c) Das Wohlergehen und die Entwicklung der Kinder hängt – in einem im konkreten Fall näher zu bestimmenden Ausmaß – von der gesellschaftlichen Gestaltung und der Entwicklung der Lebensbereiche ab, in denen sich Kinder in der Regel nicht selbst aufhalten. Insbesondere trifft dies für diejenigen Bereiche zu, in denen die Menschen, die sich persönlich um die Kinder kümmern, einen wesentlichen Teil ihrer Zeit verbringen, vorab für die Arbeitswelt.

d) Das Wohlergehen und die Entwicklung der Kinder wird von mannigfachen Wissensvorstellungen beeinflusst, die beigezogen werden, um die Lebenssituation von Kindern zu »definieren«. Sie sind um so wirksamer, je besser sie sich in den Alltag integrieren lassen, d. h. je mehr sie sich mit den unmittelbaren, subjektiven Erfahrungen der Eltern und anderer Erzieher vereinbaren lassen. Dem Wohlergehen und der Entwicklung der Kinder sind sie um so förderlicher, je mehr sie seitens der Kinder und ihrer Betreuer Anlaß zu individuellen Differenzierungen und Interpretationen bieten.

#### 4. DISKUSSION

Die zusammenfassenden Thesen können als empirische Generalisierungen zum Ausgangspunkt der theoretischen und der praktischen Arbeit genommen werden. Dies soll mittels einiger ausgewählter Fragestellungen zumindest angedeutet werden.

##### 4.1 Fragen zur theoretischen Vertiefung

a) Die ökologische Analyse erfordert vermehrte Abklärungen zum Begriff der *Sozialisation*. Der Begriff umschreibt eine in der Natur des Menschen vorgegebene Aufgabe, in der zwei Komponenten umschrieben werden können:

- Bezogen auf das *Individuum* sind mit Sozialisation alle Prozesse gemeint, durch die der einzelne im Umgang mit der Umwelt und mit sich selbst relativ dauerhafte Verhaltensweisen entwickelt, die es ihm ermöglichen, am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben und u. U. an seiner Veränderung mitzuwirken.

- Bezogen auf die *Gesellschaft* bezeichnet Sozialisation das differenzierte, u. U. auch widersprüchliche Zusammenwirken aller jener gesellschaftlichen Einrichtungen, die Ausdruck des institutionalisierten Verständnisses der sich aus der Sicherung der Pflege und der Erziehung des Nachwuchses ergebenden Aufgaben sind.
- Die Realität von Sozialisation ergibt sich daraus, wie, d. h. durch welche sozialen Institutionen und Prozesse, die Aufgabe der Verknüpfung der individuellen und der gesellschaftlichen Perspektive geleistet wird. Sie bildet den pragmatischen Ausgangspunkt der Sozialisationsforschung. Eine Schlüsselstellung kommt dabei den Eltern bzw. der Familie zu.

Die gesellschaftliche Komponente von Sozialisation findet an der individuellen Komponente ihre Grenze, denn alle Bemühungen, kollektive Ziele für Sozialisation aufzustellen, sind dadurch beschränkt, daß die einzelnen Menschen definitionsgemäß individuelle, d. h. eigenständige Verhaltensweisen zeigen und dementsprechend ihr eigenes Verständnis von Sozialisation entwickeln. Auswirkungen der kollektiven Gestaltung von Sozialisation sind folglich grundsätzlich auf der Ebene des individuellen Verhaltens nicht vollständig voraussehbar. Allerdings kann die Konformität des Verhaltens ein größeres oder kleineres Ausmaß haben.

Aus diesen Überlegungen folgt überdies, daß Sozialisation zweckmäßigerweise als ein *offenes Geschehen* betrachtet wird<sup>46</sup>. Gesellschaftliche Einrichtungen der Pflege und Erziehung der Kinder lassen sich idealtypisch begreifen als immer neue Versuche, unter wechselnden gesellschaftlichen Bedingungen optimale Umwelten zur Entfaltung der dem Menschen eigenen Anlagen zu schaffen. Allerdings ist in der Realität die Frage, ob und in welcher Weise die Entfaltung des einzelnen Menschen oder bestimmter Gruppen von Menschen gefördert werden kann oder soll, Gegenstand politischer Auseinandersetzungen.

b) Die ökologische Analyse legt weiter nahe, die *Rolle der Eltern* zu sehen als eine solche, die stetig von einander widersprechenden Anforderungen beeinflusst wird. Das gilt grundsätzlich für die Gegenüberstellung von Interessen der Eltern selbst (als Ältere, Mächtiger), und von Interessen der Kinder (als Jüngere, Abhängige, die ihre Abhängigkeit zusehends abstreifen); ferner gilt es für den Gegensatz zwischen Individualität und Kollektivität, in dem die Eltern stets vermitteln, und es gilt für zahlreiche widersprechende Anforderungen, die seitens der gesellschaftlichen Kräfte an die Eltern herangetragen werden. – Eingedenk dieser Tatsachen meldet sich begründetes Mißtrauen gegen die Thesen, die in familienpolitischen Programmen und in naturrechtlichen Begründungen der Familie immer wieder auftauchen. Realistischer ist es abzuklären, welche Strategien zur Überwin-

46. Daraus ergibt sich u. a. eine begründete Skepsis gegenüber der Umschreibung von Sozialisationszielen, wie ich in meiner kritischen Besprechung des Zweiten Familienberichtes dargelegt habe (Zeitschrift für Soziologie, 5/1976, S. 285–288). – Die Vorstellung von Sozialisation als eines offenen Geschehens verdeutlicht m. E. die große Übereinstimmung der »Persönlichkeitstheorie« des ökologischen Ansatzes mit H. Ringelings Postulat einer »offenen Identität« (Handbuch der Christlichen Ethik, Freiburg 1978, S. 194–209). Diese Übereinstimmung besteht folgerichtig auch bei der Behandlung der Frage der elterlichen Autorität; siehe: H. Ringeling: Natürliches Recht. Sozialanthropologische Vorfragen einer Familienethik. In: Zeitschrift für Evangelische Ethik 19/1975, S. 261–277 sowie K. Lüscher: Anm. 40. Übergreifend ist wahrscheinlich die Vorstellung eines »reflektierenden Pragmatismus« (vgl. vorne S. 245).

dung bzw. zur Vermeidung des Rollenkonfliktes von den Eltern in verschiedenen Lebenslagen angewandt werden und in welcher Weise sie dabei von den gesellschaftlichen Gegebenheiten, eingeschlossen den sozialpolitischen Maßnahmen, beeinflußt werden.

#### 4.2 Probleme der Praxis

In der Praxis stellen sich unter den gegebenen Verhältnissen eine Fülle von Problemen, weil viele Kinder unter Bedingungen leben, die für ihre persönliche Entwicklung nicht optimal sind und weil viele Eltern die Pflege und Erziehung ihrer Kinder unter erschwerten Bedingungen nicht optimal ausüben vermögen; gleiches gilt sinngemäß für die Arbeit derjenigen, die in der Sozialarbeit und der Erziehung tätig sind. Folgende Probleme sind zur Zeit besonders aktuell:

- a) Kinder und Familien in besonderen sozialen und ökonomischen Belastungssituationen: Alleinerziehende Eltern, berufstätige Mütter, Familien ausländischer Arbeitskräfte, kinderreiche Familien, Kinder mit physischen und psychischen Behinderungen, Kinder arbeitsloser Eltern<sup>47</sup>.
- b) Kinder mit spezifischen psychischen Belastungen infolge der Scheidung bzw. der Wiederverheiratung ihrer Eltern.
- c) Der Einfluß der Massenmedien auf Kinder (und Familien allgemein).
- d) Die Mißhandlung von Kindern durch ihre Eltern und durch andere Betreuungspersonen.

#### 4.3 Theorie der Praxis und Praxis der Theorie heute: Sozialpolitik für das Kind

Die sozial-ökologische Sichtweise stellt die anthropologisch gestellte Notwendigkeit der Pflege und Erziehung des Menschen sowohl in ihrer individuellen als auch in der kollektiven Komponente systematisch in Bezug zur historischen Entwicklung und zur aktuellen Gegenwart. Die in dieser Gegenwart auftretenden praktischen Probleme bilden eine stete Herausforderung an die wissenschaftliche Analyse. Insgesamt ergibt sich daraus das Bild einer immer wieder neu zu bewältigenden Aufgabe, zu deren Zweck gesellschaftliche Institutionen und Einrichtungen auf den verschiedenen Ebenen der sozialen Organisation zu schaffen, zu erhalten, zu verändern und zu verbessern sind.

In modernen, industrialisierten Gesellschaften bedeutet dies, daß sich *Maßnahmen rechtlicher, wirtschaftlicher, politischer und kultureller Art* aufdrängen. Träger können der Staat, vom Staat unterstützte oder private Organisationen sowie Gruppen der Selbsthilfe sein. Doch ihre Tätigkeit muß im Rahmen der allgemeinen gesellschaftlichen Ordnungsprinzipien erfolgen, und die spezifischen Einrichtungen und Maßnahmen für Kinder und Familien stehen in enger Wechselbeziehung zur politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Organisation einer Gesellschaft. Es ist das besondere Anliegen der sozial-ökologischen Analyse, diese Verflechtungen systematisch zu beschreiben und zu untersuchen.

47. Dazu u. a. die ausführlichen Darstellungen im Gutachten des *Wiss. Beirates* (Anm. 13).

Ein wichtiges Ergebnis dieser Abklärungen besteht meines Erachtens in der Erkenntnis, daß wesentliche *Verbesserungen der Lebensverhältnisse der Kinder und Familien* insgesamt sowie spezifischer Kategorien von Kindern und Eltern notwendig, wünschenswert und realisierbar sind. Zwar wird im Prinzip die große Bedeutung der Pflege und Erziehung der Kinder und der Förderung der Familie anerkannt. Doch in der Realität wird entsprechenden Maßnahmen oft keine hohe Priorität eingeräumt, und viele wichtige Zusammenhänge bleiben außer acht. Erschwerend kommt hinzu, daß die praktischen Aufgaben den verschiedensten Bereichen der öffentlichen Tätigkeit zugeordnet sind, beispielsweise dem *Bildungswesen*, dem *Gesundheitswesen*, der *Wohnbaupolitik*, den Kirchen und kulturellen Organisationen. Schließlich bilden Kinder und Familien politische Gruppen, die nicht organisierbar sind, deren Interessen folglich vergleichsweise schlecht zur Geltung gebracht werden: Kinder und Familien haben keine Lobby.

Aus dem Versuch einer integralen Sicht der gesellschaftlichen Bedingungen der menschlichen Entwicklung ergibt sich in Anbetracht dieser Tatbestände das Postulat einer ebenfalls integralen Sicht der gesellschaftlichen Praxis. Unter den Bedingungen der heutigen gesellschaftlichen und staatlichen Organisationen scheint es mir angemessen, dafür den Begriff der »Sozialpolitik für das Kind« zu verwenden. Die Wahl dieser Bezeichnung läßt sich aus der Geschichte der Sozialpolitik rechtfertigen, nämlich aus dem – wie *Krüsselberg*<sup>48</sup> zeigt – Übergang von der alten (auf die Verbesserung der Lebensverhältnisse der Industriearbeiterschaft konzentrierten) zur neuen (allgemein auf benachteiligte Gruppen bezogene) Sozialpolitik.

Konkret sind damit u. a. folgende Postulate gemeint:

1. Es ist davon auszugehen, daß durch öffentliche Maßnahmen aller Art die Lebensverhältnisse der Kinder und damit ihre individuelle und kollektive Entwicklung beeinflußt werden; folglich sind diese Zusammenhänge im Sinne einer Abwehr unerwünschter und einer Förderung erwünschter Auswirkungen stets zu bedenken.
2. Die besondere Stellung der Familie bei der Pflege und Erziehung der Kinder ist durch familienunterstützende Maßnahmen im finanziellen und sozialen Bereich in einer Weise anzuerkennen, die in einem realistischen Verhältnis zur gesellschaftlichen Bedeutung der durch die Familien erbrachten Leistungen stehen. Dabei ist der Vielfalt familiärer Lebensformen Rechnung zu tragen.
3. Da die einzelne Familie die vielfältigen Aufgaben der Pflege und Erziehung nicht autonom wahrzunehmen vermag, sind familienergänzende Einrichtungen wie Tagespflege, Kindergärten etc. notwendig. Dabei ist zu beachten, daß die Auswirkungen dieser Einrichtungen auf die Kinder dann am günstigsten sind, wenn es gelingt, die Eltern daran angemessen zu beteiligen.
4. Für viele Maßnahmen und Einrichtungen sind private Initiativen und Selbsthilfemaßnahmen eine wichtige Voraussetzung, um die Vielfalt des Angebotes zu wahren, die wiederum ein notwendiges Korrelat des Pluralismus und letztlich des Rechts auf Individualität darstellt. Dementsprechend ist darauf zu achten, daß durch die staatliche Tätigkeit

48. Vgl. seinen Beitrag in *Lüscher* (Anm. 4).

und die Professionalisierung in den sozialen Berufen derartige Initiativen nicht entwertet und entmutigt werden.

5. Im Rahmen der genannten Prinzipien und unter Beachtung historischer Entwicklungen und Erfahrungen ist es für eine aktive Sozialpolitik für Kinder wichtig, daß gezielt neue Modelle und Programme zur Verbesserung der Lebenswelt von Kindern und Familien erprobt werden und daß Erfahrungen mit alternativen Lebensformen unvoreingenommen beobachtet werden.

In ihrer Gesamtheit weisen die Thesen darauf hin, daß die Gestaltung der Lebensverhältnisse des einzelnen und der Kinder insgesamt Aufgaben stellt, deren Lösung grundlegend für viele Probleme unserer Gesellschaft ist. Diese Einsicht stellt die besondere Chance des Postulates nach einer Sozialpolitik für das Kind dar.

Prof. Dr. Kurt Lüscher

Sandackerweg 6  
CH - 8580 Amriswil

## Sinnvolle Kommunikation üben

Anregungen der 7. Tagung der 5. Synode der EKD zur neueren Diskussion um Erziehung und Bildung

VON HEINZ SCHMIDT

POLARISIERUNG NACH DER REFORM

Wer die jüngsten grundsätzlichen Äußerungen einiger Erziehungswissenschaftler und Bildungspolitiker verfolgt hat, ist vermutlich von den einfachen Alternativen beeindruckt, die das Gewirr der erziehungswissenschaftlichen Theoriediskussion auf einige einleuchtende Prinzipien zu reduzieren scheinen: Gegen Wissenvermittlung (Information) stellt man Wert- und Sinnzusammenhänge<sup>1</sup>, gegen Leistungsorientierung und »Konkurrenzlernen«<sup>2</sup> die Möglichkeit vertiefter personaler Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler. Transparenz und Abbau von Abhängigkeiten treten in Konkurrenz zu einer Stabilisierung durch Werte, Regeln und verlässliche Strukturen. Lebhaft beklagt man Technokratie, Rationali-

1. Der Widerspruch zwischen »Bildung, Kulturverantwortung, Wertvermittlung« als Erziehungsziele und wissenschaftlicher und beruflicher Ausbildung ist so alt wie das Eindringen von Wissenschaft und Technik in die moderne Schule. Vgl. H. v. Hentig: Cuernavaca oder Alternativen zur Schule, Stuttgart/München 1971, S. 45 f.

2. Trefflich charakterisiert durch K. E. Nipkow: Bildung und Entfremdung, in: Zeitschrift für Pädagogik, 14. Beiheft 1977, S. 208 f.

tät, Objektivierung und Programmierung, woraus man schließlich auch die Forderung nach Abschaffung jeder Erziehung ableiten kann<sup>3</sup>.

Es war ein mutiger Schritt der 5. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, in dieser Situation die Frage »Leben und Erziehen – wozu?« zum Tagungsthema zu erheben. Denn gerade differenzierten Überlegungen einer Synode droht die Gefahr einseitiger Ausbeutung. Entweder man hört nur, was die eigene Meinung bestätigt, oder man polemisiert gegen ungeliebte Gedanken. Festgefahrene Fronten im bildungspolitischen »Stellungskrieg« verlangen nach neuer Munition zur Rechtfertigung ihrer Phantasielosigkeit<sup>4</sup>. Einfacher hatte es die EKD vor der letzten »Bildungssynode« (1971).

Damals waren alle gesellschaftlichen Gruppierungen mehr oder weniger von dem Willen durchdrungen, eine umfassende Reform des Bildungswesens in struktureller und curriculärer Hinsicht durchzuführen<sup>5</sup>. Modelleinrichtungen arbeiteten seit kurzem in den verschiedensten Bildungsbereichen. Die Bemühungen um neue Ziele, Inhalte und Verfahren hatten zu den ersten neuen »Curricula« geführt. Wissenschaft und Praxis schickten sich an, mit einem bis dahin nicht gekannten Aufwand Inhalte und Einrichtungen der Erziehung zu demokratisieren und den technischen und wissenschaftlichen Veränderungen anzupassen, um eine humane Lerngesellschaft zu gestalten<sup>6</sup>.

Die Synode der EKD von 1971 ermutigte trotz kontroverser Diskussion zunächst alle, die ernsthaft an einer Reform der Bildungssysteme und ihrer Inhalte arbeiteten. Kritisch wandte sie sich bereits damals »1) gegen das wirtschaftlich-technische Fortschrittsdenken, das sich im Bildungsbereich durchgesetzt hatte. ... 2) gegen das Verlangen der Bürger nach Wohlstandsvermehrung, das ... tragende Grundsätze des Gemeinwesens in den zweiten Rang drängte ... 3) gegen die Überbewertung von Arbeit und Leistung«<sup>7</sup>. Sie unterließ nicht den Hinweis, daß die Schule unter den genannten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen kaum noch in der Lage sei, ihren Bildungsauftrag zu erfüllen<sup>8</sup>. Die Beratungen der Synode vom November 1978 kreisten intensiver um den Sinn und die Ziele von Erziehung und um die Gestaltung persönlicher Beziehungen innerhalb bestehender Erziehungs-

3. E. v. Braunmühl: Antipädagogik, Studien zur Abschaffung der Erziehung. Weinheim/Basel 1975. »Spontanautonomie« des Kindes begründet die Möglichkeit, auf Erziehung zu verzichten.

4. Das Bild vom Stellungskrieg nimmt den Sachverhalt auf, daß die bildungspolitischen Konzepte seit Jahren unverändert sind und mit den gleichen Argumenten hin und her geschleudert werden, z. B.: Innere Reform gegen Strukturreform, Autorität gegen Kritik, Gesamtschule gegen dreigliedriges Schulsystem.

5. Der »Strukturplan für das Bildungswesen«, von der Bildungskommission des Deutschen Bildungsrates am 13. Februar 1970 verabschiedet, galt als programmatische Grundlage, die weithin akzeptiert wurde. Sie sollte helfen, das gesamte Bildungswesen strukturell und curricular zu erneuern. Denn: »Strukturreform und Curriculum-Reform stehen in enger Wechselbeziehung« (Deutscher Bildungsrat, Strukturplan, Stuttgart 1970, S. 17).

6. Vgl. Strukturplan, a.a.O., S. 29–37 (Allgemeine Ziele) nennt die Stichworte Chancengleichheit, optimale Förderung des einzelnen, wissenschaftsbestimmtes Lernen, praktisches Lernen, Lernen des Lernens, soziales Lernen u. a.

7. G. Scharffenorth, Kirche und Bildung. Überlegungen zur Präsenz der Kirche in der technischen Welt, in: Leben und Erziehen durch Glauben. Perspektiven bildungspolitischer Mitverantwortung der evangelischen Kirche, Red. H. Kratzert u. a., Gütersloh 1978, S. 20 f.

8. Die Evangelische Kirche und die Bildungsplanung, hrsg. von der Kirchenkanzlei der EKD, Gütersloh und Heidelberg 1972, S. 93 f., 95, 107 f. Hinweis bei G. Scharffenorth, loc. cit. S. 21.